

Es folgten Schüsse.

Niall sah den Türken zu Boden gehen. Zwei große dunkle Flecken breiteten sich auf dem grünen Shirt aus. Der im blauen Shirt schrie und rannte zu seinem Freund. Die Polizisten waren schneller. Sie stürzten sich auf ihn und warfen ihn zu Boden. Jemand riss auch Niall um, setzte sich auf ihn, fesselte ihm Arme und Beine.

»Ich hab nichts damit zu tun.« Er keuchte und bekam keine Antwort.

Sanitäter rannten zu dem Angeschossenen. Niall konnte nicht erkennen, ob er tot war oder sie noch versuchten, ihn zu retten. Nach dem Jungen, seinem Kopf und seinem Körper, sah niemand.

Der, der auf ihm saß, erhob sich. Als er stand, versetzte er Niall einen Tritt in die Rippen. Zwei andere packten ihn an den Oberarmen und zogen ihn vom Boden hoch. Er sah, dass er mit dem Gesicht nur knapp neben einem Hundehaufen gelegen hatte. Dafür war sein Telefon im Kot gelandet.

»Mein Handy«, sagte er.

»Gehört uns«, sagte jemand in Uniform. »Und du auch.«

3.

Sie stießen ihn durch die Hecktür in den Mannschaftswagen. Er fiel auf den Boden. Dort ließen sie ihn liegen. Er sah nur die Stiefel der Polizisten, die neben ihm saßen und ihn bewachten. Ein paar Mal fragte er, wo sie ihn hinbrachten. Er bekam keine Antworten, nur Fußstritte, bis er nichts mehr sagte.

Vielleicht dauerte die Fahrt eine Stunde, vielleicht etwas weniger. Durch die vergitterten hinteren Fenster konnte er vom Boden aus nicht viel sehen. Er glaubte aber, dass sie die Themse nicht überquerten und größtenteils in Richtung Osten fuhren. Greenwich, und noch weiter.

Die Polizisten sprachen nicht miteinander. Nur Fahrer und Beifahrer unterhielten sich, er hörte sie murmelnd, konnte aber nicht einmal einzelne Wörter ausmachen. Niall spürte Schmerzen beim Atmen. Er versuchte, seine Position zu verändern, um besser Luft holen zu können. Ein Stiefel traf ihn im Rücken.

»Ups«, sagte jemand. Vielleicht der, der zugetreten hatte. Ein anderer schnaufte höhnisch. Mehr bekam Niall auf der Fahrt nicht mehr zu hören.

Als sie angekommen waren, packten ihn zwei Polizisten an den Schultern und schleiften ihn ins Freie. Sie ließen ihn auf den gepflasterten Boden fallen, er knallte hart mit dem Kopf auf. Wieder wurde er getreten. Jeder, der an ihm vorbeikam, schien kurz auszuteilen. Einer blieb stehen und trat zwei, drei Mal zu, bis ein anderer sagte: »Lass gut sein.« Niall konnte nur Füße in Stiefeln, Beine in Uniformhosen sehen. Er versuchte, den Kopf zu heben. Jemand drückte ihm den Kopf runter. Man ließ ihn noch eine Weile liegen, dann wurde er hochgehoben und in das Gefängnisgebäude gestoßen. Die Polizisten übergaben ihn an die Gefängnisbeamten wie einen Sack Müll.

Im Trakt für die Untersuchungsgefangenen sprach man nur das Nötigste mit ihm, Wärter wie Arzt: Ausziehen. Mund auf. Bücken. Husten.

»Woher haben Sie die Verletzungen?«, fragte der Arzt.

Niall sagte es ihm. Der Arzt reagierte nicht darauf, machte aber Fotos.

Niall sagte immer wieder: »Ich habe nichts damit zu tun. Ich war nur zufällig dort.«

Niemand interessierte sich für das, was er sagte. Man interessierte sich für Nialls Blut, Urin, Haare.

Er sagte: »Ich will telefonieren. Ich will einen Anwalt. Habe ich keine Rechte mehr?«

Niemand sah ihn auch nur an, als er das sagte.

Er bekam Gefängniskleidung und wurde in eine Einzelzelle geführt. Bevor die Tür hinter ihm zuging, sagte er: »Carl Davis. Das ist mein Onkel. Sie müssen mit ihm reden.

Sie können mich nicht einfach hier festhalten, ohne dass ich jemandem Bescheid geben darf. Carl Davis, er arbeitet für das Gesundheitsamt. Bitte!«

Die Tür war längst zugeknallt. Niall klopfte und trat dagegen und rief zunächst nach jemandem, mit dem er sprechen könne, dann um Hilfe, schließlich Verwünschungen. Dann gab er auf, weil er keine Kraft mehr hatte. Sein Kopf dröhnte, die Rippen schmerzten von den Tritten, sein Hintern fühlte sich wund an, weil der Arzt darin gewühlt hatte, seine Stimme machte nicht mehr mit. Er schleppte sich zu der Pritsche, legte sich auf die Decke und starrte an die Wand. Stand wieder auf, ging zum Waschbecken, ließ sich Wasser über die Hände laufen und wusch sich das Gesicht. Dort, wo er Schrammen vom Hinfallen hatte, schmerzte es, blutete aber nicht. Er spülte sich den Mund aus, ging zurück zu seiner Pritsche und starrte weiter an die Wand. Er hatte Angst davor, die Augen zu schließen. Er wollte nicht wieder sehen, wie sie dem Jungen den Kopf abschlugen. Aber die Bilder des abgetrennten Kopfs kamen immer wieder in ihm hoch.

Niall versuchte, an etwas anderes zu denken. Daran, dass sein Onkel ihn sicherlich hier rausholen würde. Sein Onkel Carl wusste meistens eine Lösung. Er war ein konservativer älterer Mann, spießig und ein wenig arrogant, aber doch irgendwie nett und vor allem hilfsbereit. Kannte sich aus mit Behörden, weil er selbst in einer arbeitete, und wusste mit hierarchischen Strukturen umzugehen, weil er früher beim Militär gewesen war. Eigentlich war Carl gar nicht sein richtiger Onkel. Er war ein Cousin von Nialls Mutter, aber Niall hatte schon früher immer Onkel Carl zu ihm gesagt.

Niall musste irgendwie an ein Telefon kommen. Er war in Großbritannien, nicht in Südamerika. Alles würde gut werden, versuchte er sich einzureden.

Es hielt nicht lange vor. In Nialls Vorstellung rollte der Kopf wie ein Fußball über die Wiese.

Niall stand von der Pritsche auf und schlug gegen die Tür, bis jemand kam. Die Tür wurde aufgerissen, Niall zurückgestoßen. Man warf ihn zu Boden. Niall hob die Arme schützend über den Kopf und zog die Beine an. Jemand bohrte ihm die Spitze eines Schlagstocks in die Schulter.

»Wenn du keine Ruhe gibst, haben wir noch eine ganz andere Zelle für dich, Arschloch«, sagte jemand. Als Niall hörte, dass sie wieder gingen, wagte er es, den Kopf zu heben und ihnen nachzusehen. Zwei Männer in Uniformen, mehr konnte er nicht erkennen. Er ließ den Kopf wieder sinken, blieb auf dem Zellenboden liegen, krümmte sich noch enger zusammen.

Zum ersten Mal dachte er: Was, wenn ich hier nicht mehr rauskomme?

Erst Stunden später kam jemand, um ihm etwas zu essen zu bringen. Falls man es Essen nennen wollte. Wieder fragte Niall, ob er telefonieren könnte. Wieder bekam er keine Antwort.

Er war müde, erschöpft und unterkühlt vom Liegen auf dem Boden, aber als er sich nach dem Essen auf die Pritsche legte, konnte er nicht einschlafen. Er hatte einen Moment lang keine Orientierung mehr. Wie spät war es? Wann wurde es dunkel? Es

rauschte und pfiff in seinen Ohren. Kam das von außen oder innen? Dabei war er noch nicht mal besonders lange eingesperrt.

Vor allem aber konnte er nicht schlafen, weil er immer wieder die Bilder vor sich sah: den Palästinenser, wie ihm das Blut von den Händen lief, an der Klinge der Machete entlang. Den Türken, wie er den Kopf des Jungen abschlug, abhackte und ihn als Trophäe stolz in die Kamera hielt.

Warum hatten sie eigentlich nicht auch ihn umgebracht? Oder einen von den Joggern? Warum den Jungen?

Ein Soldat, hatte der Palästinenser im blauen Shirt gesagt. Vielleicht hatten sie ihn vorher schon gekannt. Oder ausgesucht. Vielleicht waren sie mit ihm verabredet gewesen. Der Junge war so zielstrebig an Niall vorbeigegangen. Er hatte sicher nicht gewusst, dass er in den Tod ging.

Ob er wirklich ein Soldat gewesen war? Ein junger Mensch, der nichts ahnend durch einen Park ging und dann getötet wurde, weil zwei Fanatiker der Welt etwas beweisen wollten.

Warum hatten sie nicht Niall umgebracht? Möglich, dass alles ganz knapp gewesen war. Dass sie ihn getötet hätten, wenn der Junge nicht vorbeigekommen wäre.

Und jetzt? Saß Niall hier, weil er für die Polizisten ein Terrorist war, weil er am Tatort gewesen war. Musste er Angst haben, von Gefängniswärtern misshandelt zu werden, obwohl er nichts getan hatte. In ihren Augen war er Teil einer islamistischen Terrorgruppe und Mittäter bei einem islamistischen Anschlag. Was sonst sollten die auch von ihm denken, er hatte danebengestanden und die Kamera draufgehalten, während der blutüberströmte Mörder ihm in aller Ruhe ein Interview gegeben hatte. Natürlich traten sie auf ihn ein. Langsam begriff Niall seine Lage: Seit man ihn im Park mitgenommen hatte, galten für ihn nicht mehr die üblichen Rechte, die jeder britische Staatsbürger üblicherweise genoss. Er hatte kein Recht auf einen Anwalt. Er durfte länger als üblich ohne Anklage festgehalten werden, sehr viel länger als jeder, der unter Mordverdacht stand.

Vorhin im Arztzimmer hatte er auf einer Akte lesen können, wo er sich befand: Belmarsh Prison.

Nach dem 11. September 2001 hatte man hier Gefangene untergebracht, die unter Terrorverdacht standen: ohne Anklage und ohne Prozess, auf unbestimmte Zeit. Bis der Lordrichter entschied, dass es sich dabei um einen Verstoß gegen die Menschenrechte handelte. Das britische Guantanamo wurde Belmarsh damals genannt. Sie hatten die Gesetze geändert. Mehrfach. Jetzt konnten sie einen achtundzwanzig Tage ohne Anklage festhalten. Achtundzwanzig Tage lang mit ihm machen, was sie wollten. Fast schon Glück, dachte Niall und fand den Gedanken nicht einmal zynisch. Im Parlament waren auch schon neunzig Tage diskutiert worden.

Während er hier festsaß, würde man seine Kleidung untersuchen, seine Körperflüssigkeiten, seine Wohnung, seinen Computer. Die Ermittler würden sein Bewegungsprofil oder eigentlich das Profil seines Handys erstellen, was leicht war, weil das GPS immer eingeschaltet und er bei allen möglichen sozialen Netzwerken registriert war, die auch ohne eine Aktion seinerseits seinen Standort veröffentlichten.

Sie würden seine telefonischen Verbindungsdaten überprüfen, seine Mails, seine Suchanfragen im Netz, die aufgerufenen Seiten. Sie würden über sein Google-Dashboard in seinen Kalender schauen, das Bewegungsprofil von jedem Tag stundengenau protokolliert vorfinden, seine Fotos sehen, sie würden seine Facebook-Postings und seinen Twitter-Account auf verdächtige Meldungen hin scannen. Sie würden alles nachprüfen, was es über ihn irgendwo bei irgendeiner Behörde gab, von der Geburtsurkunde bis hin zur letzten Steuererklärung, und die Ermittler hätten mehr Befugnisse, in seinem Privatleben herumzusehen, als üblich. Er war ein Fall für den Inlandsgeheimdienst, den MI5.

Niall wurde schwindlig. Das Rauschen in den Ohren wurde lauter, er spürte den Herzschlag bis in die Fingerspitzen, bis in die Zehen.

Sie würden etwas finden. Diverse Reisen ins Ausland. Darunter arabische, islamische Länder. Sie würden es gegen ihn verwenden. Sie würden sehen, dass er von der Brücke an bis zum Park denselben Weg genommen hatte wie die Attentäter. Sie würden sich fragen, was er so lange auf der Brücke gemacht hatte. Sie würden herausfinden, dass er immer wieder das Gebiet, auf dem sich das Gebäude des Auslandsgeheimdienstes MI6 befand, erforscht hatte. Vor allem den Lauf des unterirdischen Flusses. Wie das wohl für paranoide Terrorermittler aussah.

Er würde hier so schnell nicht mehr rauskommen. Würden sie ihm eine Chance geben, sich zu verteidigen? Oder ihn einfach hier eingesperrt lassen, ohne ihn jemals angehört zu haben? Niall dachte an das, was er über Guantanamo wusste, und daran, was angeblich auch in britischen Gefängnissen wie diesem geschehen war. Er dachte an die Bilder von den US-Soldaten, die ihre Kriegsgefangenen misshandelten, die Leichen des Feinds schändeten und sich dabei fotografierten. Daran, dass Menschen zu Sadisten wurden, wenn die Gesetze nicht mehr für sie galten. Wie sie sich veränderten durch die Macht, die sie mit einem Mal über andere Menschen hatten, ohne dass sie selbst mit einer Strafe zu rechnen hatten, ganz egal, was sie tun würden.

Achtundzwanzig Tage ohne Rechte und ohne Schutz. Und für die außerhalb seiner Zelle war er nur der, der die Kamera gehalten hatte.

Was würden sie mit den beiden Attentätern machen? Ob der Türke nach den Schüssen, die man auf ihn abgegeben hatte, überhaupt noch lebte? Ob sie den Palästinenser auf der Fahrt ins Gefängnis auch zusammengetreten hatten?

Er hatte dabei zugesehen, wie sie grundlos den Jungen geschlachtet hatten. Es war ihm egal, was mit den beiden geschah. Aber Niall hatte nichts getan. Die beiden hatten eine Strafe verdient, er nicht. Eigentlich war alles ganz einfach.

Langsam wurde er ruhiger. Je länger er nachdachte, desto logischer erschien es ihm, dass sich alles irgendwann klären würde. Niall hatte sich nie politisch geäußert. Es gab keine Verbindung zu den beiden Attentätern. Er konnte alles erklären – sobald man es ihm erklären ließe. Sein Onkel Carl kannte gute Anwälte, und sobald er erfuhr, was mit Niall geschehen war, würde er sich für ihn einsetzen. Außerdem passte er nicht ins Profil islamistischer Terroristen, auch nicht in das westlicher Konvertiten. Er stammte aus der weißen englischen Mittelschicht. Das würden diejenigen, die das Attentat untersuchten, berücksichtigen.